



und Demütigung doch immer froh, wieder ein Projekt zu landen. Und darauf ist man angewiesen, denn die Grundfinanzierung eines Hochschullehrers reicht unter gegenwärtigen Bedingungen in keinem Fall aus, Forschung zu treiben.

Muss man das alles so hinnehmen, lässt sich nichts verbessern? In der Architektur gibt es ein anderes System, das sich gegenüber dem reinen Antragswesen zumindest durch Öffentlichkeit auszeichnet: Ausschreibungen und Wettbewerbe. Etwas Derartiges täte dem Wissenschaftssystem auch gut. Freilich könnte man niemals alle Mittel auf diesem Wege vergeben, denn es muss ja gerade die Möglichkeit offen gehalten werden, dass Forschungsideen, die nicht von den Institutionen antizipiert sind, vorgeschlagen werden. Aber da die Vergabe-Institutionen häufig Schwerpunkte und Prioritäten haben, würde der Weg der Ausschreibung diese wenigstens öffentlich machen. Zum Teil ist dieser Weg auch schon beschritten worden. Wirklich neu wäre es, auch Wettbewerbe einzurichten. Diese hätten durch die Öffentlichkeit der Konkurrenz auch den Vorteil, dass die Konkurrenten voneinander lernen könnten bzw. – wie es bei Architekten durchaus auch geschieht – dass Konkurrenten in der Ausführung dann zusammenarbeiten.

Der Vorschlag, den ich eigentlich machen möchte, ist, alle abgelehnten Forschungsanträge als solche zu veröffentlichen. Dafür müsste von allen Vergabe-Institutionen in der BRD eine gemeinsame Instanz geschaffen werden. Der Nutzen einer solchen Dokumentation abgelehnter Forschungsanträge wäre außerordentlich. Zunächst für den Antragsteller selbst. Er würde seine Ablehnung nicht im Privaten verarbeiten müssen, sondern in gewisser Weise eine öffentliche Genugtuung erfahren. Er könnte zeigen: Dies wollte ich machen, diese Idee hatte ich, aber leider war das Geld dafür nicht da.

Mein Vorschlag: alle abgelehnten Forschungsanträge sollten veröffentlicht werden.

Noch größer dürfte der öffentliche Nutzen sein. Durch die Veröffentlichung abgelehnter Forschungsanträge würde nämlich die innere Rationalität der Entscheidung über Forschungsanträge erheblich erhöht. Auch wenn – was ich für richtig halte – die Vergabe-Institutionen weiterhin

keine Gründe für ihre Ablehnung angeben müssten, würde der Legitimationsdruck auf sie erhöht, denn sie müssten öffentlich dazu stehen, dass sie diese oder jene Forschung nicht ermöglicht haben.

Dass bekannt würde, was nicht erforscht werden konnte, wäre für das Wissenschaftssystem im Ganzen von außerordentlicher Bedeutung. Die Wissenschaftsgeschichte wird in der Regel als Siegeregeschichte geschrieben, das heißt von den Erfolgen und den Entwicklungen her, die faktisch eingetreten sind. Was möglich gewesen wäre und was ins Abseits gedrängt wurde, wird auch historisch vergessen. Nur ganz selten kann man im Rückblick die Konsequenzen solcher Verdrängungen erkennen. So ist die von Virchow entworfene Sozialmedizin durch den Misserfolg der Revolution von 1848 in ihrer Entwicklung etwa ein Jahrhundert verzögert worden. So kann man heute sagen, dass das Missverhältnis zwischen Kernenergie und erneuerbaren Energien in Bezug auf ihre Rentabilität eine Folge davon ist, dass die Kerntechnologie in der Bundesrepublik über Jahrzehnte mit Milliarden gefördert wurde, die Technologien zur Gewinnung von Sonnen- und Windenergien und Ähnliches im Verhältnis dazu aber fast gar nicht. Unter Berücksichtigung dieser Tatsache müsste Atomstrom heute eigentlich als subventionierter Strom betrachtet werden. Es dürfte entsprechende Missverhältnisse im Bereich der medizinischen Forschung geben.

Wenn nun abgelehnte Forschungsvorhaben veröffentlicht würden, so würde

- erstens die darin enthaltene Forschungsidee ebenso Bestandteil der weiteren Wissenschaftsentwicklung sein wie die tatsächlich ausgeführten Forschungen;
- zweitens hätte der Antragsteller auf diese Weise die Chance, einen Sponsor zu finden, der sich gerade für diese Forschungsidee interessiert und auf den der Antragsteller vielleicht nie von sich aus gekommen wäre;
- drittens würden die in jedem Forschungsantrag in der Regel enthaltenen erheblichen Vorarbeiten für andere Forschungsanträge oder für eine spätere Wiederaufnahme gerade dieses Forschungsvorhabens zur Verfügung stehen;
- viertens könnte – vermittelt über den Wissenschaftsjournalismus – in der Gesellschaft ein Bewusstsein dafür entstehen, was nicht erforscht wird.

Ferenc Miszlivetz

Die zerbrochenen Gütesiegel

Bericht aus Ungarn

Als ich von meiner amtlich genehmigten Studienreise aus England nach Budapest zurückkehrte, empfing mich die genehmigende Obrigkeit am Flughafen Ferihegy: Meine privaten Sachen wurden bis ins Kleinste untersucht, Listen über gefährliche Gegenstände (mehrere Dutzend Bücher, Briefe, Handschriften begonnener Artikel) wurden angefertigt. Die Liste musste von mir unterschrieben werden, dann ließ man mich – ohne die wichtigen Materialien – meines Weges ziehen. »Die mitgebrachten Bücher sind unerlässlich für meine Forschungen und zu Hause unerhältlich, meine persönlichen Aufzeichnungen und Privatbriefe dagegen gehen niemanden etwas an«, hätte ich gerne argumentiert. Aber ich sagte es nicht, weil ich wusste, dass hier die Götter entscheiden.

Diese Zeit erscheint heute Lichtjahre entfernt, die Erinnerung daran ruft einen Albtraum ins Gedächtnis zurück. Experten und Intellektuelle, Vertreter der angewandten, praktischen Wissenschaften reisen heute ebenso ungehindert wie gesellschaftskritische Moralisten oder aktive Mitglieder internationaler Körperschaften; sie unterrichten und forschen im Ausland und kehren, wann immer sie wollen, nach Hause zurück. Für die früher auf mehrfache Art unterdrückten Gesellschaftswissenschaften ist es das einst erträumte Eldorado. Allerdings nur unter bestimmten Bedingungen und mit Einschränkungen. Um Bücher kaufen zu können, braucht man Geld, viel Geld. Die inländischen Bibliotheken sind nicht gerade überschüttet mit Fachliteratur. Nur wenige Wissenschaftler bekommen Einladungen in angesehene Universitäten, und die im Lande Gebliebenen sind gezwungen, Dritt- oder Viertstellen anzunehmen, um sich ein mittleres Einkommen zu sichern. Selbst wenn sie die Möglichkeit zu fremdsprachigen Veröffentlichungen hätten, bliebe ihnen nur wenig Hoffnung, auf dem Weltmarkt wettbewerbsfähige Werke zu schaffen. (Was den wenigen Kollegen, die sich auf dem Weltmarkt ein Plätzchen erobern konnten, vermutlich auch nicht gefallen würde.)

Unter der kommunistischen Herrschaft fand die von der Partei, von Behörden für innere Angelegenheiten und wissenschaftlichen Oberbehörden in Abhängigkeit und unter der Fuchtel gehaltene Intelligenz ständig neue Hintertürchen, um ihre eigene Sprache zu entwickeln. Nach den Säuberungen und Entlassungen der 70er Jahre hatte die ideologische Kontrolle über Wissenschaft nachgelassen, Mitte der 80er Jahre wurde sie weiter minimiert. Der Widerstand der Gesellschaftswissenschaften gegen das System, das nur noch wenigen Menschen Perspektiven bot, wuchs. Kritische Einstellung gegenüber den Mächtigen wurde richtungweisend, und das Recht, auf Gebieten zu veröffentlichen, die nicht explizit verboten waren, erhöhte den geistigen Blutkreislauf. Dabei entwickelte sich auch das innere Wertesystem der Gelehrtengesellschaft. Natürlich gab es Rivalitäten (wann gab es die nicht?), aber die herrschende Diktatur führte zu einer hochgradigen Solidarität, es entfaltete sich ein selbstgesteuertes, vielseitiges, kritisches intellektuelles Leben, das durch die Orientierung auf Wertvorstellungen charakterisiert war; wissenschaftliche Produktion hatte einen klar erkennbaren Fokus: »Wir wussten, wer wie viel wert war«, sagte der Historiker und ungarische Übersetzer des Korans, Róbert Simon.

Die Dissidenten waren Kinder einer in Disziplinen gedrängten Natur- und Geisteswissenschaft und – wenn auch nicht gleichförmig – im Aufschwung begriffen: Die bis zur Unkenntlichkeit verunglimpfte Philosophie kehrte ab Ende der 60er Jahre langsam ins Leben zurück. Lukács wurde durch seinen Parteiausschluss zum Mythos; seine Studenten formulierten im Gegensatz zum diktierten Optimismus die neuen Zweifel an der Idee von »Weltrevolution« der 60er Jahre, durch die das Interesse an Philosophie erneut aufflammte.

Zwar mussten wegweisende Soziologen wie István Kemény und seine Studenten ihre Forschungen über



Der Anfang war vielversprechend. Das Jahr 1989 brachte die Hoffnung und das Versprechen auf Umwandlung, Öffnung und Demokratisierung des akademischen Lebens.

Zigeuner und Armut Mitte der 70er Jahre aufgeben (im Sozialismus gab es Probleme dieser Art offiziell nicht) und zum größten Teil das Land wegen mangelnder Arbeitsmöglichkeiten verlassen, aber ihre Arbeit fand Nachfolger. Die wert- und kultursociologischen Untersuchungen sowie die internationalen Vergleichsanalysen von Hankiss und Vitányi wurden weit über die Grenzen Ungarns hinaus anerkannt, Konrád/Szelényi leiteten mit ihrer kritischen Bearbeitung der Rolle der Intelligenz eine (bis heute) nicht endende Reihe von Debatten ein. Eines der favorisierten Fächer dieser Zeit war die Wirtschaftsgeschichte, in der das Autorenpaar Berend/Ránke auf soliden empirischen Grundlagen die Wallersteinsche Weltsystemtheorie auf mittel- und osteuropäische Verhältnisse übertrug. Die Anwendung der Weltsystem- und Abhängigkeitstheorie auf Osteuropa riss die gesellschaftswissenschaftliche Denkweise aus ihren gewohnten, konventionellen Gleisen. Tamás Szentés theoretische Arbeiten und die durch seine Studenten herausgegebene Reihe über Entwicklungsstudien waren nicht nur neue Farbtupfer im wissenschaftlichen Leben, sie bedeuteten den Beginn einer neuen, kritischen Sichtweise: des globalen Denkens. István Bibó hatte große Wirkung auf die Entfaltung neuer politiktheoretischer und politikwissenschaftlicher Perspektiven; das zu seiner Ehre herausgegebene Gedenkbuch vereinigt wie mit einem Zauberstab die verschiedensten Strömungen der ungarischen Intelligenz. In der Sozialökonomie gründeten Andreás Bródy und János Kornai Schulen, die in den 70er und 80er Jahren ein internationales Echo hervorriefen; unter den Historikern ist in erster Linie Jenő Szűcs mit seinen Studien über die drei europäischen Geschichtszonen hervorzuheben.

Die erwähnten Autoren haben, indem sie ohne Ausnahme die starren Grenzen der Disziplinen überschritten, einen intellektuellen Reifungsprozess in Gang gebracht, der geistige Selbständigkeit und Möglichkeiten der kreativen Weiterentwicklung von Wissenschaft andeutete. Diese hervorragenden Leistungen waren wegweisend und bildeten einen inneren Maßstab.

Gegen Ende der 80er Jahre gab es zweifellos eine Orientierung nach Westen: Manch einer hoffte, manch einer

fühlte das Herannahen der dramatischen Veränderungen. Leistung wurde wichtiger, aber neben den fachlichen blieben die moralische Kriterien der Qualität wichtig. Der »Anschlusszwang« an den Westen verlor in Kreisen der Intelligenz an Bedeutung. Zur gleichen Zeit gaben die sozialistischen Obrigkeiten mit der ideologischen Strenge auch die Strafmaßnahmen gegenüber der »schaffenden Intelligenz« langsam auf. Der Direktor des Soziologischen Instituts lud mich einige Monate nach dem Vorfall auf dem Flughafen in sein Zimmer und zeigte auf seinen Schreibtisch. Dort lagen, sorgfältig zusammengestellt in der Reihenfolge meiner Liste, alle Bücher, Briefe und unabgeschlossenen Handschriften, die man mir weggenommen hatte. Oben auf das Paket hatte die humorvolle Obrigkeit noch ein großes Bündel Schreibpapier gelegt. Vielleicht dachten sie, es lohne sich, dass ich beende, was ich angefangen hatte.

Das Jahr 1989 brachte die Hoffnung und das Versprechen auf Umwandlung, Öffnung und Demokratisierung des akademischen Lebens. Die ideologischen Schranken verschwanden tatsächlich, philosophische und geisteswissenschaftliche Lehrstühle der Universitäten sahen neue Gesichter. Der Anfang war viel versprechend: Im Dezember 1990 verkündete Professor Kosáry, Präsident der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, im Interesse der »weiteren Einebnung der Unterschiede zwischen Ungarn und Westeuropa auf dem Gebiet der Oberstufenausbildung und fachlichen Weiterbildung« ein Bildungsprogramm. Das mit »Die Renaissance der Wissenschaft in Ungarn« betitelte Dokument besagte, dass die Voraussetzungen für eine auf wissenschaftlichen Forschungen basierende postgraduelle Bildung geschaffen werden müssen. Es war ein klares Programm, das zur bestmöglichen Zeit verkündet wurde. In dem Dokument wurde festgestellt, dass »dem komplizierten und veralteten System ... ein neues, einfacheres und wirkungsvolleres System gegenübergestellt werden muss«.

Die dort versprochene Koordination und Integration von postgradueller Ausbildung, Lehrstühlen an Universitäten und Instituten der Ungarischen Akademie der

Wissenschaften hätte eine grundlegende qualitative Änderung herbeiführen können. Leider bewiesen jene, die am Erhalt alter Strukturen interessiert waren, größere Kraft als die Reformer. Anstelle des Zusammenwachsens und eines sich gegenseitig stärkenden Forschungs- und Bildungspotenzials erhielt sich die institutionelle Separierung nach bolschewistischem Vorbild. Das steinalte System der akademischen Hierarchien mit einem Apparat, der primär Lobbys bedient, lebte weiter. Im Diskurs der Akademie über eine institutionelle Reform tauchte zwar – eingebracht von Soziologen – der Gedanke an kleine, autonome, kooperative Centren auf, aber schließlich siegte die Tendenz zur neuerlichen Zentralisierung. Das veraltete und eingefrorene System erinnert an einen Aphorismus József Antalls, des verstorbenen Ministerpräsidenten: »Hätten sie doch eine Revolution gemacht!« Sie fand nicht statt, und so mussten zum Beispiel auch in den 90er Jahren weiterhin Hunderte die ehemals für den akademischen Grad des Doktors erforderliche Prüfung in der russischen Sprache ablegen; selbstsicher verkündete man öffentlich: Es interessiert uns nicht, ob sie etwas können, sondern ob sie Papiere darüber haben. Diese fatale Mentalität ist ein fruchtbarer Boden für Korruption, und sie lebt gerade dort weiter, wo sie am dringendsten hätte beseitigt werden müssen.

Für viele bedeutet das zwar schlecht bezahlte, aber funktionierende System Schutz und Prestige. Die Atmosphäre der alten und neuen Intrigen lässt wenig Hoffnung, dass Forschung und Ausbildung von konsistenten, inhaltlich definierten Qualitätskriterien bestimmt werden könnten. Mechanismen der Selbstbestätigung, gefärbt mit neuen politischen Verbindungen, formen Handeln und Bräuche, die an die alte Ordnung erinnern und die sich in Parolen wie »auf in die EU und Orientierung nach Westen« spiegeln. Dieses System unterstützt die Entstehung semiperipherer Gesellschaftswissenschaft, die im Auftrag arbeitet, als Unterauftragnehmer bei ausländischen oder internationalen Forschungsprojekten aushilft und vorgegebenen Modellen folgt.

Die Wissensverbraucher dieser Welt – einschließlich der osteuropäischen Welt – müssen sich daran gewöhnen, dass die Wirklichkeit nur im Plural gebräuchlich ist.

Die Spitzen des Wissenschaftssystems sehen in dieser Kontinuität insofern eine positive Entwicklung, als sie der Meinung sind, es habe – von einigen Ausnahmen abgesehen – auch schon vor der Wende Forschungsfreiheit gegeben. Ihrer Auffassung nach hat 1989 der Gesellschaftswissenschaft deshalb auch keine Horizonterweiterung gebracht. Es gab höchstens einen Paradigmenwechsel: Die beispielgebende Geisteselite hat mit ihrem Bezugssystem in den 90er Jahren ihre kritische Einstellung verloren. Die Diskussion über Qualität ist heute vom Markt und von Verkäuflichkeit bestimmt.

Diese Entwicklung gibt nicht nur den Pessimisten Argumente an die Hand. Der Physiker und Generalsekretär der Ungarischen Akademie Norbert Kroó meint, dass internationale Herausforderungen und Kooperationsprogramme nach und nach die Möglichkeit und den Zwang für die Durchsetzung und Anerkennung von internationalen Standards schaffen werden. Tatsächlich zeichnet sich ab, dass gemeinsame Programme sukzessive zu einer Annäherung der Standards führen. Man weiß, dass Wissenschaft nicht in nationalen Grenzen verharren darf; auch die wissenschaftliche Kreativität der Ungarn und der Mitteleuropäer kommt heute nur noch im Rahmen der sich ebenfalls wandelnden internationalen oder EU-europäischen Systeme zur Geltung. Dazu bedarf es starker und schneller Veränderungen der Wissenschaftssysteme, denn die komplexen Probleme erfordern flexible und wirksame Strukturen, kooperative oder miteinander diskutierende Werkstätten, einen Dialog zwischen Wissenschaftlern und Nicht-Akademikern und Mechanismen, die eine Rückmeldung über Erfolge oder Misserfolge gewährleisten. Aber noch fehlen dafür die vermittelnden Organe, fehlt die Überzeugung und ein durchdachtes Konzept.

Die Entwicklung weist auf ein nahes Ende des hierarchisch organisierten, »von oben« akkreditierten Wissens der Monokratie hin. Staatliche Strukturen und die Reproduktion von »main-stream-knowledge«, ohne jegliche Kooperation mit Experten, die es auch außerhalb der



etablierten Institutionen gibt, wird immer absurder und unerträglicher. Sicher ist, dass die Gesellschaftswissenschaften nicht mehr an früheren Maßstäben gemessen werden können. Die Zeit ist reif für eine Nutzung des Wissens dieser Fachleute und ihre Interpretationen von Prozessen. Sie konkurrieren mit dem Mainstream, sind vielschichtig und existieren unabhängig von unseren gewohnten Zuordnungen. Das Interesse und der Bedarf an ›Neuem Wissen‹ wächst; die Frage, wo wir es herholen, stellt sich auf der globalen Ebene. Nach dem Rollenwechsel des Staates – gepaart mit seiner Schwäche und seinem Legitimationsverlust – wird es unausweichlich, dass auch die angehäuften, noch nicht zur ›Wissenschaft‹ konvertierten Erfahrungen von Bürgerorganisationen, Bewegungen und Non-Governmental-Organisations, die auf gesellschaftlicher sowie kultureller Ebene immer mehr an Bedeutung gewinnen, genutzt werden. Leider ist diese Art von Kooperation in Ost- und Mitteleuropa noch sehr selten; viele gesellschaftliche Initiativen oder Bürgerorganisationen wirken im Verborgenen. Ihre Erfahrungen, Kenntnisse, Statistiken und Verbindungsnetze könnten der Impuls für eine neue kritische Gesellschaftswissenschaft sein. Ob wir an das Versagen der Politik, an Sozialpsychologie oder den mit Zyanid verseuchten Fluss Theissen denken, die acht bis zehn Millionen, hauptsächlich in Ost- und Mitteleuropa an die äußersten Grenzen der Zivilisation gedrängten Zigeuner oder die Konsequenzen des jugoslawischen Krieges im Auge haben – es wird immer deutlicher sichtbar, dass konventionelle Formen der wissenschaftlichen Annäherung der Komplexität der Erscheinungen nicht gerecht werden, und das bedeutet: wir verstehen sie nicht wirklich.

Das Durcheinander auf dem – eindeutige Antworten fordernden – Wissens- und Informationsmarkt lässt sich nicht übersehen. Die Wissensverbraucher dieser Welt – einschließlich der osteuropäischen Welt – müssen sich daran gewöhnen, dass die Wirklichkeit nur im Plural gebräuchlich ist; die Philosophen und Liebhaber idyllischer Landschaften sind gezwungen, bei ihrem Spaziergang Maschinengewehrgeknatter, vergiftete Flüsse und radioaktivverseuchte Felder einzukalkulieren. Vorausgesetzt, sie gehen das Risiko der Fortbewegung ein. Wer die Wissenschaftszweige immer noch getrennt betrachtet, muss erkennen, dass die strahlendsten Hypothesen, geistreichsten Blickpunkte und originellsten Ideen aus der Berührung mit den Grenzfurchen der traditionell aufgeteilten Wissenschaftszweige resultieren. Das ›Neue Wissen‹ wird

durch die Ansprüche der sich globalisierenden, integrierenden und desintegrierenden Gesellschaften entstehen. Sein Gütesiegel wird eigenen, mit den neuen Voraussetzungen sich erst entwickelnden Gesetzen entsprechen müssen. Vermutlich beginnt, sobald sich solch ›Neues Wissen‹ entwickelt, auch der Prozess, mit dem es in Boxen, Fachdisziplinen und Ressorts gestopft wird; das allerdings sollte dem Reiz der Aufgabe keinen Abbruch tun.

Mit abnehmender Fähigkeit des Staates zur Lösung vorhandener Probleme und wachsender Unverantwortlichkeit in der Handhabung neu entstehender Konflikte in peripheren, schwer zugänglichen Teilen der Welt, nehmen potenziell die Erwartungen gegenüber Formen der Wissenschaft zu, die verantwortungsbewusst Wissen produzieren: als moralische Forderung und als Anspruch bei der Suche nach einer guten – einer guten! – Gesellschaft.

Dieser Anspruch ist ein Erbstück aus den Reformhoffnungen nach 1989, auch wenn er in den sich demokratisierenden Ländern kaum etablierbar ist. Der Staat und die von ihm abhängigen ›autonomen‹ Institutionen können weder Verantwortung übernehmen noch Geld dafür zur Verfügung stellen. Nichtsdestotrotz drücken sie mit unveränderter Lust und dem Anspruch auf die Definitionsmacht der Wissenschaft das alte Siegel auf. Im Umfeld der neuen Herausforderungen sowie rapiden Änderungen wird sich dieser Anachronismus nicht mehr lange halten. Falls doch, so nur als Parodie von Wissen und Wissenschaft. Das alte Gütesiegel wird durch die neuen Tatsachen ständig aufgebrochen, das neue glänzt noch nicht.



Christoph Kehl

Studentische Träume an der Massenuniversität

Der Studentenstreik war gerade beendet und die Barrikaden standen noch, als ich 1998 aus Zürich nach Berlin kam. Mit Schaudern lauschte ich den Erlebnisberichten und Anekdoten, die die Rückkehr zur Normalität und die mentale Verarbeitung des Streiks begleiteten. Mittlerweile bin ich selber ein Bestandteil des deutschen Universitätsalltags, der sich wieder träge eingenistet hat.

Ich kam als Umweltwissenschaftler nach Deutschland. In meinem ersten Studium hatte eine feste Struktur den Stundenplan weitgehend vorgegeben und termingerechte Leistung verlangt. Die Professoren hantierten mit ausgeklügelten Punktesystemen, um mich zur Arbeit anzuhalten: Am Gängelband wurden die Studenten durch das Studium geführt. Wer ausscherte, wurde von der professoralen Aristokratie milde belächelt. Wie soll der Neuling auch wissen, was ihm in seinem Fach gut tut? Dankbar billigte ich damals die Bevormundung, die mich Ohnmacht und Schwäche des akademischen Frischlings vergessen ließ und mich mit einer konkreten Zukunftsaussicht entschädigte.

Als ich mein Studium beendet hatte, war ich damit nicht zufrieden und suchte die akademische Freiheit, die mich Lerninhalte selbst bestimmen und mir Platz für eigene Denkbewegungen lassen würde. Das Studium der Philosophie schien mir dafür besonders geeignet, weil ich dachte, in ihm seien eigenständige Wissensaneignung und kritisches Denken besonders gefordert. Mein Wunsch war es, an der Universität Experten zu finden, die mich die Gedanken von Kant, Hegel und Adorno aus verschiedenen Blickwinkeln betrachten lassen und mir erklären, wieso sie, die Experten, einen bestimmten Standpunkt eingenommen haben – und die mir dann die Freiheit geben, mir eine eigene Meinung zu bilden.

Erwartungsvoll trat ich meinen ersten Studientag in Deutschland an und nahm die Handbücher und Begrüßungsformeln lächelnd entgegen, blätterte im Vorle-

sungsverzeichnis und begann die Stirn zu runzeln, als ich Folgendes las:

»Die klassische Sprachkritik im Rahmen transzendenter Reflexion hat ihren Angelpunkt sicherlich in dem Kantkritischen, sprachphilosophisch orientierten Dreigestirn Herder, Hamann und Humboldt: Sprache bestimmt sich hier als ... gleichsam Ergon und Energeia, d. h. als ursprüngliche Möglichkeit von Ausdruck und Verstehen im Sinne von Produzieren und Rezipieren von Sinn (Humboldt), wobei bekanntlich Humboldt bereits so weit die Idee der transzendentalen Sprachphilosophie entfaltetete, dass er die begrenzten faktischen Einzelsprachen – Sprachspiele – in reflexive Spannung setzt zur Sprache als ›gemeinsame Natur des Menschen‹.«

So lautete die Beschreibung eines Proseminars zu Wilhelm von Humboldts Sprachphilosophie – und nach ähnlichen Beispielen musste ich nicht lange suchen. Die Professoren wussten offensichtlich nicht, dass mir genauere Kenntnisse zu ihren Seminarthemen verwehrt waren. Welchem anderen Zweck soll denn aber ein Proseminar dienen, als den Neuling in eine ihm fremde Thematik einzuführen? Ist das wissenschaftliche Objektivität?

Ich hatte mich an den Dauerbrennern der deutschen Philosophiegeschichte bereits vor meinem Studium geübt, aber ein schwerblütiger Geist, der sich in verwinkelter und tiefsinniger Sprache ausdrückte, hatte mich ratlos gemacht. In meinem Philosophiestudium sollte das anders werden, davon war ich überzeugt. Die Professoren würden mich lehren, wie dem Denken hinter dem Philosophenjargon auf die Spur zu kommen ist. Das Unverständliche, das mich an den Texten der Großen noch fasziniert und herausgefordert hatte – im Vorlesungsverzeichnis wirkte es auf mich abstoßend. Dadurch war ich immerhin gewarnt. Konnte ich Aufklärung von Professoren erwarten, die anscheinend nicht willens oder fähig waren, mir das Thema ihres Proseminars in einer verständlichen Sprache schmackhaft zu machen?

